

Drei Stunden im September

Ich denke an Benno. Benno lacht, auch wenn es für ihn nichts zu lachen gibt. Benno legt Weinkorken von einer Kiste in die andere. Man muss es ihm sagen, sonst würde er es nicht tun und dabei lacht er und sagt „krass“. Der 28-jährige Benno ist so alt wie meine Tochter. Aber Benno ist blind, Benno ist schwerstbehindert, Benno ist geistig krank und lacht unentwegt.

Ich denke an Lydia. Sie ist vierzig. Lydia liegt auf dem Pflegebett, hat die Körpergröße eines dreijährigen Kindes. Sie muss gewickelt werden. Ihr Körper ist durch Skoliose verkrümmt, sie kann sich nicht bewegen. Ihre Füßchen sind klein wie eine Kinderfaust und die Zehen durch eine Spastik nach innen gerollt. Ich sehe ihre Schambehaarung, ich sehe ihren kleinen Busen. Hinweise, dass sie eine erwachsene Frau ist. Aber Lydia kann nicht sprechen, Lydia kann nicht sehen, der Speichel läuft aus den Mundwinkeln. Hat sie Schmerzen, denkt sie etwas, spürt sie etwas, weiß sie etwas? Die Betreuerin massiert behutsam mit Rosenöl ihre zarten Füßchen, die noch nie gelaufen sind. Lydia wirkt entspannt. Wie es ihr aber wirklich geht, das weiß niemand.

Ich denke an Jannik. Er bekam als kleines Kind eine Gehirnhautentzündung. Nun ist er 29, so alt wie mein Sohn, der jetzt promoviert. Jannik ist trotz allem ein gut aussehender junger Mann. Er sitzt im Rollstuhl, sein Kopf fällt ihm auf die linke Seite, er kann ihn nicht halten. Die Betreuerin streichelt ihn, er braucht Körperkontakt. Manchmal nimmt sie ihn in den Arm. Aber das könne sie nicht jeden Tag, dazu habe sie nicht immer die Kraft. Jannik ist blind, Jannik ist geistig behindert. Der stattliche Mann braucht eine Windel, er kann nicht aufs Klo gehen. Die Betreuerin sagt: „Ich glaube, Jannik kann ein ganz klein wenig sehen, aber die Psychologin meint, das könne er nicht.“ Ich glaube der Frau, die Jannik betreut, denn sie sieht ihn jeden Tag, kennt und versteht ihn am besten.

Ich denke an Sandra. Auch sie ist blind. Sie kann außer ihren langen, dünnen, linken Arm nichts bewegen. Wie eine Klapperschlange schlängelt der Arm hoch, dann greift er nach meiner Hand und hält sie fest. Mühsam kann ich sie aus der Umklammerung lösen. Sandra ist auch schon über dreißig, ein Wickelkind mit einem hübschen und zarten Gesicht. Sandras Kraft liegt in diesem Arm, in diesem Greifen. Sie sieht uns nicht, aber sie muss uns spüren – würde sie sonst so zupacken? Ich interpretiere das, ohne es wirklich zu wissen.

Ich denke an Franz, der schlafend im Rollstuhl sitzt. Er sieht nichts, er hört nichts. Was spürt er, was weiß er? Die Betreuerin geht zu ihm, zieht ihn aus dem Rollstuhl hoch, greift von hinten unter seine Arme und schiebt mit ihrem Fuß seine Füße ein um den anderen nach vorne. So geht sie mit dem Franz über den Gang. Dieses Paar würde man niemals auf der Straße antreffen. Seine Betreuerin lächelt, weil Franz heute gut drauf ist – das fühlt sie und deswegen freut sie sich.

Ich denke an Sabine, sie kann sehen, sie kann mich sehen, aber nimmt mich nicht zur Kenntnis; sie kann gehen, aber nicht sprechen und auch ihr Geist entspricht nicht den normalen Gehirnen dieser Welt. Ich maße mir nicht an, mich als normal zu bezeichnen. Ich frage mich jetzt – wer ist normaler: die behinderten Menschen in der Gruppe oder ich? Ich empfinde ihre Anwesenheit nicht als unangenehm. Ich bin Gast und sie gewähren mir Einblick in ihr Leben. Für die Betreuerinnen ist Sabine ein Lichtblick, sie kann sogar aufs Klo gehen. Jetzt will sie im Bunte-Ball-Pool sitzen und bayerische Musik hören. „Ernste Musik mag sie nicht“, sagen die Betreuerinnen, davon würde sie traurig. Aber woran merkt man, was sie will, wenn sie doch nichts sagt? Sie stellt sich solange vor den Pool, bis sie von zwei Frauen angehoben wird und sie sie dann vorsichtig in das Ballbecken hineingleiten lassen. Dort wird ihr steifer Rücken mit einem großen Kissen gestützt und Sabine schaut zufrieden in die Runde.

Ich denke an den kräftigen Kurt in seinem Rollstuhl. Er hat einen fordernden Blick, aber wie komme ich darauf, ihm das zu unterstellen? Er ist doch blind.

Ich denke an Lucia. Sie nennen sie auch die Prinzessin, weil sie zu Hause sehr verwöhnt wird, meinen die Betreuerinnen, und wehe man tut nicht das, was sie gerade möchte, dann wird sie böse. Wie geht das, wie ist das? Die Zeit war zu kurz, nur drei Stunden, ich weiß es nicht.

Wir sitzen um den Tisch und singen Kinderlieder, neben mir Lucia im Rollstuhl; sie ist eine erwachsene junge Frau, aber man könnte sie mit ihrem Pferdeschwanz auch für ein sechzehnjähriges Mädchen halten. Jetzt singen wir „Auf der schwäbischen Eisenbahne“ und andere Lieder. Im Takt der Melodie schütteln wir die Rasseln. Wie viele Jahre habe ich meinen Kindern jeden Abend diese Kinderlieder vorgesungen? Ich habe ein großes Repertoire. Würde es Benno, Lydia, Jannik, Sabine, Lucia, Franz, Kurt und Sandra gefallen, wenn ich ihnen vorsingen würde? Woran könnte ich das erkennen? Sie sind höflich. Benno würde lachen. Janniks Kopf würde so oder so auf die Seite fallen. Lydia hätte so oder so Schmerzen und Sandras langer Arm würde ins Leere greifen. All dies würde sich wiederholen, so oder so.

Wir sitzen um den Tisch, und man gibt sich zum Abschluss des Singens die Hand. Aber sie können mir nicht einfach die Hand geben, weil sie das nicht sehen, weil sie das nicht wissen, weil sie das nicht verstehen. Ich muss ihre Hände nehmen, ohne sie zu fragen. Lucias Hand ist kalt. Habe ich ein Recht, nach Lucias Hand zu greifen? Sie kennt mich doch nicht, sie weiß doch nicht mal, dass ich neben ihr sitze. Würde ich das sonst bei einem fremden Menschen tun? Niemals. Aber ich mache es bei Lucia und ich denke an Benno: „Gell, wir würden uns gut verstehen?“, sage ich ihm beim Abschied nach drei unvergesslichen Stunden meines Aufenthaltes in der Gruppe. Benno lacht sich halb tot und sagt dreimal hintereinander „krass, krass, krass!“